

JÖRG DRAEGER
DELIA GRÖSCH

JÖRG DRAEGER

DAS LEBEN IST (K)EIN ZONK



Die Autobiografie

Jörg Draeger

Delia Grösch

Das Leben ist (k)ein ZONK

Biografie

Impressum

©NIBE Media ©Jörg Draeger
Delia Grösch

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlags und des Autors reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für den Inhalt des Buches ist allein der Autor verantwortlich und er muss nicht der Meinung des Verlags entsprechen.

Created by NIBE Media

Alle Fotos: Privatarchiv Jörg Draeger
Coverfoto: Delia Grösch
Covergestaltung: Thomas Weitz

NIBE Media

Broicher Straße 130
52146 Würselen
Telefon: +49 (0) 2405 4064447
E-Mail: info@nibe-media.de
www.nibe-media.de

Inhaltsverzeichnis:

Vorwort

1. Ekelhaft, mit mir hat er das noch nie so gemacht
2. Hömma Göarch, kannze dich abschminken. Die Schükes tunet schon noch paar Järkes
3. Wilhelmine, mein Goldschatz
4. Hören´se mal Frau Draeger, nehmen´se ihn mit, der bleibt eh kleben
5. Ohne deutsche Hilfe brennt die Hütte im Hüttenwerk
6. Vom siebten Himmel auf den harten Boden der Tatsachen
7. Ab nach Deutschland und nochmal in die Oberprima
8. Da willst du dich schon einmal umbringen und keiner kommt
9. Wer nicht ist „von großen Nutzen“, der muss Autos putzen
10. Erlaubst du mir einen Kuss auf die Süße deiner Lippen?
11. Ich habe dir meine Corvette geliehen, nicht meine Frau
12. Renate liebte Wein. Ich Bier. Renate liebte Eislauf. Ich Schalke 04
13. Alle Führerscheine: PKW, LKW, Bus, Motorrad und ... Panzer
14. Ich, Panzerschütze Draeger, schwöre, der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen
15. In Negligé und Höschen
16. Time to say Goodbye
17. Russisch Roulette
18. Hauptmann Draeger, bis zur Rente gehört Ihr Arsch mir
19. In der Psychiatrie
20. Journalistisch, investigativ, am Mikrophon Jörg Draeger
Statt Malibu, Sankt Peter Ording

21. Ein Silberblick voller Glückseligkeit
22. HIV-positiv
23. Unverschuldete Glanzleistung
24. Barfuß oder Lackschuh, Wodka oder Cola
25. Entweder du gehst allein nach Berlin ... oder
The same procedure as every time
26. Krypton Faktor
Ja mei, is doch wurscht. Die Lizenz war halt'n Schnapper
27. Let's Make a Deal
Schließ du dich doch dem Casting gleich mit an, wenn du schonmal da bist
28. Zu dir oder zu mir
29. Wo ich bin, ist die Kamera
30. Nachrichten war gestern, jetzt ist Unterhaltung
31. Wer dieser Maus in die Augen schaut, wird lächeln, wird sie liebhaben und nicht denken, er habe eine Niete gezogen
32. Also Ernst, deine Frau ist dir wirklich jeden Monat fremdgegangen?
33. Und plötzlich war ich in allen Zeitungen, war ich in aller Munde, mein Leben spielte Klabaufmann
34. Geh scho her, Jörg, wennst so weidamochst, wird's no schlimm
35. Publikumsmagnet
36. Schau mal Schatz, hier kann man wohl auch heiraten
37. Datt hänge mer dem Sponnjer ane Fööss
38. Tor 2 oder den Koffer?
39. BEST OF Geh aufs Ganze Kandidaten
DISCHMACHISCHFÄDDISCH
40. Lecker Brodjes mit Mett und Zwiebelringen
41. Weiß ich denn, ob Sie abends betrunken vor dem Fernseher sitzen?
42. Man lebt nur zweimal
Herr Schröder? Herr Schrööoder?

43. Mr. President

44. Rhesusäffchen

Paulo Noël Draeger

45. Dann lieber in der Pause aufs Klo und ab nach Hause

46. Der letzte Vorhang fiel, für heute ist die Show gelaufen

Der 2,20 Meter ZONK

47. Mysteries

O-Saft. Papa, bitte O-Saft

48. Studioverbot

49. Schwieriger Eigenbrötler

Liebe auf den ersten Blick

50. Der Würfler

51. Beide für dich, nur einmal anfassen

52. Herr Draeger, et reischt locker für zwei un upp der

Jraden hänn Ihre Spermscher noch Formel 1

Jeschwindischkeit

53. Papa, was ist Deutschland?

54. Spiel mit Geld, das du nicht hast

55. Drei Autos auf einen Schlag verzockt

Ja mei, jedem sei Abschied, ned?

56. Viele Hunde sind des Hasen T

57. Und solange es geht, mache ich weiter - für Sie, liebes

Publikum!

Anmerkungen

Vorwort

Sehr geehrte Leserin,
Sehr geehrter Leser,

Wann beginnt ein Kind zu lesen, wann zu schreiben? Mir ist, als hätte ich beides mit großer Begeisterung begonnen, noch bevor ich laufen lernte.

Kaum, dass ich Buchstaben erkennen und zu Wörtern bilden konnte, las ich, was ich in die Finger kriegte, oder irgendwo sah. Vom Einkaufszettel meiner Mutter, über die ersten Comics, bis hin zu ausgeschilderten Straßennamen. Und ich schrieb mir die Finger wund. Alles was ich sah und erlebte, schrieb ich auf Zettel und später in mein erstes Tagebuch. Ich beneidete die, die in der Lage waren ein ganzes Buch zu schreiben. Eine Kunst, von der ich sicher war, dass ich sie nie erfahren würde. Aber dennoch las und schrieb ich unentwegt, einfach für mich, immer und immer weiter.

Der erste Versuch ein Buch – damals über den Jakobsweg – zu schreiben kam gut an, ein Treffen 2010 mit dem Lektor eines namhaften Verlages machte große Hoffnung. Meiner Unerfahrenheit geschuldet, ließ ich mich auf eine Agentur ein, die mir einen Ghostwriter zuwies. Dieser schrieb aber alles so um, dass ich mich selbst im Text nicht mehr wiederfand und der Verlag auch nicht. Deal geplatzt. Und das war wohl auch gut so, denn für mich war von vornherein klar: Bei mir sollte alles einfach nur echt, sollte alles authentisch sein.

Das angefangene Manuskript moderte vor sich hin, 2015 wagte ich mit meiner Managerin den zweiten Versuch und irgendwann stellten wir fest, es war einfach nicht genug Zeit da.

Wieder Schublade, und wieder einmal waren es die Zufälle des Lebens, die schließlich die Lösung bringen sollten:

2018 lernte ich Delia Grösch bei einer Talk Show in München kennen, eine selbständige Marketing Managerin. Wir begannen uns auszutauschen und entdeckten unsere gemeinsame Liebe zur deutschen Sprache und zum Schreiben. Im Juni 2020 trafen wir uns wieder und als ich ihr erzählte, dass ich – Corona und der Langeweile geschuldet – den bereits dritten Versuch meines Buches in Angriff genommen hätte, sagte sie nur kurz und trocken: „Schickst as halt amal rüber.“

Ihr gefiel, was ich schrieb, aber ihr fehlte die Struktur im Manuskript. Wie mein Klassenlehrer von vor fast 60 Jahren setzte sie noch einen drauf: „Thema verfehlt. Leg den Jakobsweg beiseite und lass uns über dein Leben schreiben – und über das des ZONK. Beide Leben von der Geburt an mit allen Höhen und Tiefen, ungeschönt und knallhart ehrlich.“

Ich selbst kam mir zu unbedeutend für eine Biografie vor, aber Delias Argumente überzeugten mich schließlich: „Deine 75 Jahre, der ZONK und der Blick hinter die Kulissen von *Geh aufs Ganze* sind es wert, deine Fans daran teilhaben zu lassen.“

Und so entstand: Das Leben ist (k)ein ZONK.

Es waren am Ende zahllose Tage und Nächte, zahllose „unsere“ Samstage mit 400 Gramm Steaks und literweise Rotwein, unzähligen Stunden des Lachens und der Recherche, hitzige Diskussionen und Ringen um nur ein einziges Wort, ebenso wie kannenweise Kaffee und Fleischsalat Brote.

Ich hoffe, dass Ihnen das Lesen nun genauso viel Spaß macht wie uns das Schreiben.

Ihr Jörg Draeger

P.S.: Ich habe lange gebrütet, wie ich Delia ganz persönlich danken könnte und ich sann nach etwas, was sie ja schon immer wollte: Ein Buch über 13 Jakobswege und mein Leben ab 2006 zu schreiben.

„Kann sie haben“, dachte ich und vor einer Woche ging's los - denn einem echten Pilger wie mir redet keiner den Jakobsweg aus, das macht leider nur bald der Camino selbst, wenn ihn niemand rettet.

1. Ekelhaft, mit mir hat er das noch nie so gemacht

Ich wurde am 28. September im Deutschen Roten Kreuz Krankenhaus in Berlin geboren. Jährlich finden hier heute mehr als 3.800 Geburten statt und 1945 war ich eine davon.

Meine Mutter, Hertha Rissmann, war zu diesem Zeitpunkt 24 Jahre alt und Sekretärin, mein Vater, Karl-Heinz Draeger, 23 Jahre und Schauspieler am Berliner Schlosspark Theater.

Eine seiner „Glanzrollen“ war der erste Liebeskuss mit Hildegard Knef in dem Stück *Ein Spiel um Tod und Liebe*. Nach Aussage meiner Mutter, die noch heute mit 99 Jahren bei uns wohnt, sei es ihre unabdingbare Forderung gewesen, das „Zungenknutschen“ sofort und für immer ihr und niemandem sonst zu überlassen.

„Für mich war das eher mehr Tod als Liebe. Ekelhaft, mit mir hat er das noch nie so gemacht.“

Mein Vater bekannte mir später einmal, dass er in der Tat eines Tages das Theater für meine Mutter aufgegeben habe: „Dabei passiert da nix. An Hildes und meinem Hals waren hauchdünne, fleischfarbene Pflaster aufgeklebt, damit wir uns nicht vollsabberten.“

Der alles dahinschmelzende Zungenkuss sei nicht echt gewesen und würde lediglich angetäuscht. Aber ohne dramatisch sich den anderen hingebende Liebesszenen, sei in den Nachkriegsjahren auf der Bühne nichts zu machen gewesen.

„Das lief doch frei nach der Ballade von Johann Wolfgang von Goethe `Halb zog sie ihn, halb sank er hin´ ab. Das ist wieder die alte Geschichte von der Macht der Frau über den Mann. Da sitzt ein Fischer angelnd am Ufer, als eine Nixe vor ihm auftaucht und ihn mit Gesang und Worten in die Tiefe lockt.“

Dann zitierte mein Vater aus voller Brust: „Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm. Da war's um ihn geschehn. Halb zog sie ihn, halb sank er hin, und ward nicht mehr gesehn. Was der alte Goethe uns damit auf den Weg geben will, mein Sohn, ist, dass am Ende immer die Frau den Mann in ihren Fängen hat und dem Mann keine andere Chance mehr bleibt, als zu kapitulieren, wenn er das Weib haben will. So, wie ich deine Mutter haben wollte und deshalb das Theater aufgegeben habe.“

Wobei, wenn man ehrlich ist, viel war da nicht mehr aufzugeben, der Krieg war gerade mal vier Monate zu Ende und das Beste daran war, dass wir ihn verloren hatten. Jeder hatte nichts mehr, auch meine Mutter hatte ihre Stelle verloren. Jeder war sich selbst der Nächste, die Mütter wurden zu Trümmerfrauen, das Zerstörte helfen wieder aufzubauen. Die Väter noch immer auf der Flucht vor Russen und Amerikanern, weil auch der Bravste unter Generalverdacht stand, Nazi und Kriegsverbrecher zu sein. Essen und Trinken waren auf das Allernotwendigste beschränkt - wobei meine Eltern Luftsprünge vor Freude machten, wenn sie zu ihren täglichen dreimal Haferflocken mit Wasser von den Amerikanern etwas Milch oder gar Schokolade bekamen. In aller Regel wurde aber geklaut: Meine Mutter bei den grenznahen Bauern in Posen, indem sie mich als wimmerndes, verhungertes und dürstendes kleines Äffchen darbot, das jedem Bauern das Herz erweichte. Während die Bäuerin mich auf den Arm nahm und liebkostete, stahl meine Mutter den Hühnern die Eier unterm Arsch weg. Mein Vater wurde sicherheitshalber von meiner Tante Erni Meyer-Bernsdorf, kurz Maus, in einer Gartenlaube versteckt. Nachts, wenn die Fledermäuse flogen, flog auch er durch die nahen Schrebergärten und Kaninchenställe, würgte das eine oder andere und Tante Maus briet es. Allem zum Trotz waren es erträgliche, vor allem satte Jahre und ich war inzwischen vier.

2. Hömma Göarch, kannze dich abschminken. Die Schükes tunet schon noch paar Järkes

1949 zogen meine damals nahezu mittellosen Eltern zu meinen Großeltern nach Essen, die dort ein einträgliches Geschäft führten: Eine *Trinkhalle*, wie man das im Ruhrpott nennt. In einer Trinkhalle wurden nicht nur Getränke verkauft, sondern auch Klümkes¹, Zigaretten, Sprudel, Cola und Sinalco, Stauder Pils, diverse Schnäppskes, Zeitungen und Zeitschriften sowie das ein oder andere, das damals nur unter dem Ladentisch verkauft werden durfte.



TRINKHALLE VON ERNST DRAEGER 1949

Gewohnt haben wir zu fünft in Essen Karnap, Karnaper Straße 40, in einer dreieinhalb Zimmer Wohnung, worin in einem Zimmer ausschließlich Waren für die Trinkhalle lagerten. Diese lag direkt an der Straßenbahnhaltestelle, wo

24 Stunden am Tag die Bergleute ein und ausstiegen, um in die Zeche² einzufahren und Kohle abzubauen.

Mein Großvater, Ernst Draeger, war Bergmann und Steiger und fiel einer Explosion auf Sohle 7³ in 900 Meter Tiefe zum Opfer. Taub, halb blind und lahm – aber überlebt – und so wurde er mit der neuen Geschäftseröffnung geradezu eine Ikone. Innerhalb eines Jahres wurden aus einem Verkaufsschalter vier. An jeder Seite der Trinkhalle einer.

Mami half im Verkauf aus, Papa lernte bei der Sparkasse – das Theater hatte er ja meiner Mutter zuliebe aufgegeben – und ich besuchte zunächst die Grundschule in Essen Karnap.

Das Geld war knapp und es half auch nicht, dass meine Mutter und ich ab und an in der Trinkhalle meiner Großeltern aushalfen. Uns zu entlohnen sei ja nicht nötig, sagte mein Opa, schließlich dürften wir ja bei ihnen wohnen und das von hoher Wohnqualität. Obgleich genau diese „Wohnqualität“ zunächst in einem Tierversuch hätte erprobt werden müssen. Meine Eltern schliefen eingepfercht im Warenzimmer auf einem Ausziehsofa und ich im Doppelbett meiner Großeltern. Genauer gesagt zwischen ihnen, also grausam genau auf der Holzritze zwischen den beiden Betten.

Da mir dies ungerecht erschien und ich schon immer davon überzeugt war, dass gute Arbeit guten Lohn verdiene, wollte ich der Gerechtigkeit zu ihrem Recht verhelfen. Da es damals noch keine elektronischen Registrierkassen gab, dachte ich, dass jedes fünfte 50 Pfennig Stück von der Handkasse – einer einfachen Schublade – in meine Tasche wandern könnte, also meins sein sollte. Meine Mutter, der ich dieses Prinzip genauer erläuterte, meinte aber, dass das innerhalb der eigenen Familie wohl nicht der richtige Weg sei. Auch wenn uns Opa ausnutze wie auf einem Sklavenmarkt, dürfe man eigentlich nicht Unrecht mit Unrecht vergelten. Dann aber zog sie vom Leder: „Jedes fünfte tut Opa nicht weh. Erhöhe auf drei und kassier' jedes dritte 50 Pfennig Stück.“

Sie selbst, meinte sie augenzwinkernd, werde mit jedem zweiten Heiermann⁴ eröffnen und in ihrer Schürze verschwinden lassen. Immer noch lange weg vom Mindestlohn.

Trotz dieses kleinen, „selbst auferlegten“ Wohlstandes, erinnere ich, musste ich Schuhe tragen, deren Sohlen abgewetzt und die Absätze schief waren.

„Schuster? Hömma Goärch, kannsze dich abschminken. Läufsze eben grade. Die Schükes tunet schon noch paar Järkes.“

Es blieb mir also nichts anderes übrig, als einen genialen Plan zu fassen: Direkt vor der Wohnung meiner Großeltern verliefen Straßenbahnschienen, die reichlich befahren waren. Daher wusste ich, dass die Weichen auf den Gleisen sich mehrmals am Tag öffneten und schlossen und schon so mancher Gefahr gelaufen war, dort mit seinen Füßen stecken zu bleiben. Also passte ich den richtigen Moment ab, lief gekonnt unauffällig auf die Weichen und platzierte mich pünktlich zur Umstellung an der Gefahrenstelle. „Leider“ blieb ich mit beiden Füßen in einer Weiche hängen und konnte nur entkommen, indem ich blitzschnell aus den Schuhen schlüpfte und so wenigstens mich selbst rettete. Die Schuhe wurden anschließend wie geplant von der nahenden Straßenbahn platt gefahren. Große Bewunderung und viel Anerkennung wurden mir von Nachbarn und Schülern zuteil, sodass meine Eltern mir voller Stolz neue Schuhe kauften, die sie wegen meines tapferen Verhaltens mit 50% Rabatt erhielten. Und wie immer in jener Zeit, zwei Nummern größer als nötig.

„Hömma in dein Alter müsse Schuhe zwei Nümmerkes größer kaufen. Deine Füßkes tun schneller wachsen, als datt dat Geld reinkommen tut.“

Ich war mächtig stolz auf mich, dass ich es fertiggebracht hatte, meine alten Schuhe rechtzeitig in der Weiche eingeklemmt zu haben und dass meine Karl May Geschichte so glaubwürdig rüberkam. Das machte mir Mut, auch

meiner großen Liebe jener Zeit, Brigitte, auf diese Weise gleich zu zwei Paar neuen Schuhen zu verhelfen. Lange währte unsere Liebe nicht, denn ihre Eltern wollten, dass Brigitte gleich nach der Grundschule „was Gescheites lernen“ und deshalb nicht aufs Gymnasium wechseln sollte. Ich bestand den Test zur Aufnahme ins Gymnasium, das aber 20 Kilometer entfernt war, oder besser dreimal umsteigen – fast eine Stunde unterwegs. Es war das Helmholtz Gymnasium in Essen-Süd. Damals noch Jungs und Mädchen getrennt, aber „umme Äcke“ die Maria-Wächtler-Schule, das Lyzeum⁵. Mit viel List und Tücke gelang es immer wieder, uns in den Pausen auf einer nahegelegenen Wiese mit dichten Hecken und Sträuchern heimlich zum Händchen halten zu treffen. Natürlich versuchte die Schulleitung uns eines Tages einen Strich durch die Rechnung zu machen, indem sie die großen Pausen zeitversetzt legten, sodass sich die Pausen für gerade mal 10 Minuten überschnitten. Reichte uns aber auch für's Nötigste.

Nichtsdestotrotz schrie das nach Rache und nach bester Feuerzangenbowle-Manier, hatten wir uns einen Riesenstreich einfallen lassen: Wir Jungs von der 5a nahmen eines Morgens zur ersten Stunde im Lyzeum Platz, genauer gesagt im Klassenraum der Mädchen aus der 5c. Umgekehrt setzten sich die Mädchen aus der 5c in unseren Klassenraum in der Helmholtz. So machten wir die jeweiligen Lehrer glauben, sie seien in der falschen Schule.

„Frau Gebauer, alles gut bei Ihnen? Sollen wir einen Arzt anrufen? Sie sind an der falschen Schule, hier ist die Helmholtz und Sie wollen doch bestimmt zum Lyzeum, oder?“

Hat kurz, aber saugeil funktioniert.

Wann immer ich in meinem Leben das Ruhrgebiet, den Pott, verlassen habe, nach Spanien, nach Schweden oder Frankreich, es zog mich immer wieder wie ein Magnet

zurück. So wird es immer sein und bleiben, ich werde im Herzen immer ein Pott Junge sein:

„Mein Pappa iss Ässener, ich bin in Ässen Kannapp auffe Grundschule gegangen, war inne Brigitte Nendza die mitti Zöppe faliebt, abba ohne ächte Tschangse, happ den Oppa unn die Omma inne Halle beim Klümkes Verkauf geholfen unn ap un an faif Groschen auße Kasse genommen. Mit main Freund, den rothaarigen Bodo, füar den ich imma ne Schtange Zicks von Oppa zum Überleben imms Waisenhaus geklaut happ, mit dehn bin ich imma von die Rhein-Herne-Kanal Brücke gesprungen. Unn dann rann mitti Flossen an die Boartkante von sonn Schleppa, die ja beladen mit Kohle tief im Wassa lagen. Musstesse nur aufpassen, datte nich abrutschen tatst. Sind dann imma sonne zwei Stunden bis nach Herne gezörft unn mitte Stratzenbahn bäck nach Kannapp. Einmal isset ein passiert, datt er abgerutscht iss anne Boartkante von sonn Schleppa unn schonn warer inne Schraube von den Schleppa. Sah gar nicht gut aus, allet verquätscht unn zerrmalmt, dattat Blut nur so gespritzt iss. Ach so, klar unn tot. Abba war nich soooo schlimm, weil war ja kein Kannaper, sondern son Herner auffe Rückfahrt.“

Aber wir spielten auch weit weniger gefährliche Spiele, wie mit Indianer und Cowboy Tonfiguren, so bis zu 5 cm groß. Dazu gab es alles, was für den Wilden Westen unausbleiblich war. Zum Beispiel Pferde und Saloons, Wigwams und Lagerfeuer für die Indianer und vieles, vieles mehr. Teuer, bis zu 8 Mark teilweise. Allein dazu brauchte es, dass ich in Opas Kasse griff, zumal er nicht einmal nur auf die Idee kam, seinem Enkel eine solche Figur zu schenken. Bodo und ich stellten dann im Keller oder auch draußen auf der Wiese unsere Figuren gefechtsmäßig auf, versteckten sie in Bäumen, hinter Baumstämmen, oder ließen sie den „Weißen Mann“ in vollem Galopp und mit viel Indianergeheul überrennen.

Dann bewaffneten wir uns selbst mit vielen *Mensch Ärgere Dich Nicht*-Holzpüppchen, die sich genial als Wurfgeschosse eigneten. Im Wechsel bewarf Bodo meine und ich seine Figuren. Dann entschieden wir jeweils, ob eine Figur für tot erklärt oder zum Beispiel noch durch eine Bein OP gerettet werden konnte. So eine Arztpraxis mit Doc und Schwester und Gerätschaft konnte allerdings schon mal 15 Mark kosten.

Am schlimmsten war ein Bauchschuss, wobei da der Doc von *Carson City* meist ein besseres Händchen und Instrumentarium hatte, als sein nativer indianischer „Kollege“ mit seinen Beschwörungsformeln.

Gleichzeitig entdeckte ich meine ausgeprägte Leidenschaft, meine Spielkameraden zum Wettspiel zu verführen. Keine Brettspiele, keine Karten, nix vorgefertigtes. Es waren meist spontane Wetten oder Wettkämpfe, bei denen es auch immer um etwas gehen musste: Einen Groschen, einen Gefallen erfüllen, z.B. Kohlen in den Keller schütten, oder einfach nur um Punkte oder um die Spielerehre.

Die Vielfalt der Spiele ergab sich meist aus den ganz normalen Situationen des Alltags: „Wer schafft es als erster die Straße zu überqueren, bevor die Ampel von gelb auf rot schaltet? Wer schluckt als erster im Handstand an der Wand, ein halbes trockenes Brötchen runter? Wer schafft es als erster, sich an den Schleppkahn zu hängen und wer lässt als letzter wieder los? Oder auch immer wieder gerne, wer spuckt den Kirschkern am weitesten? Wer macht beim Armdrücken als erster die Fliege, wenn zu beiden Seiten eine brennende Kerze mit höllischen Brandwunden droht?

Und unerlässlich war für mich grundsätzlich so eine Art Wetteinsatz, der dem Verlierer auch wirklich weh tat. Beim Mau-Mau entdeckte ich schließlich meine Fähigkeit zu bluffen und einen undurchdringlichen Blick beim Legen des nächsten Spielzuges aufzusetzen. So zockte ich meine Kumpels regelmäßig ab und sackte entweder den Groschen

ein, oder ließ sie Kohlen in den Keller meines Opas schütten.

3. Wilhelmine, mein Goldschatz

In all dieser Zeit gab es für mich den wichtigsten Menschen auf Erden überhaupt, meine Großmutter väterlicherseits, Wilhelmine Draeger. Sie war damals, 1955, so alt wie ich heute, 70 plus plus. Sie war eine geborene *Grande Dame*, eine ewig fröhliche, lebensbejahende, im Alter schön gebliebene und herzengute Frau. Wenn sie lachte, klang es wie ein himmlisches Glockenspiel und steckte damit auch den ärgsten Griesgram an. Wenn sie ihr Lieblingsgetränk – echten Schampus mit Williamsbirne – trank, sang sie aus voller Brust immer und immer wieder das gleiche Lied: „Schmiede das Eisen solange es noch warm ist, schmiede das Eisen solange es noch glüht.“

Als habe sie dieses Lied selbst komponiert und den Text dazu geschrieben, lebte sie diese Weisheit. „Göarch, wennet dein Ding is, dann machet. Jetzt oder nie.“

Mein Großvater, Ernst Draeger, war ein Geizhals, der selbst Walt Disneys geldgierige Entenfigur hätte alt aussehen lassen. Meine Eltern mussten jede Schachtel Zigaretten, jede Flasche Korn, oder was auch immer auf Heller und Pfennig bezahlen. Ich für jede Kinokarte, obgleich er sie reichlich als Werbegeschenk bekam, wenn er die Programmanzeigen in die Fenster seiner Trinkhalle hing. Seine ewig gleiche Leier war: „Wilhelmine und ich müssen auch sehen, wo wir bleiben.“ Wäre ja auch nicht falsch, aber da es meinen Großeltern finanziell richtig gut ging, wäre auch nur ein wenig Familiensinn angebracht gewesen. Stattdessen betonte er immer wieder, was schon keiner mehr hören konnte, wir würden ja schließlich mietfrei bei ihnen wohnen und so sei es auch für ihn und Wilhelmine „ganz schön eng“. Eines Tages schlug er meinem Vater, *seinem* Sohn, vor, er würde uns ein Auto kaufen – wenn wir jedes Wochenende mit Oma ins Grüne führen. Was

Wilhelmine über alles liebte und er liebte seine Wilhelmine abgöttisch. Er behängte sie mit teuren Pelzen und echtem Schmuck wie einen Weihnachtsbaum, was sie zu seinem Unverständnis überhaupt nicht wollte: „Oppa“, pflegte sie zu sagen, „watt soll ich mit all dem Gedöhns, kann ich doch sowieso nicht mit nach oben nehmen. Lass uns lieber viel in Wald und Wiese spazieren gehen.“

Deshalb also das Auto. Unser erstes Auto. Ein *Buckel Taunus*⁶. Es war eine Sensation damals - ein eigenes Auto - der schiere Wahnsinn. Welcher normale Mensch konnte sich das damals schon leisten? Unser Opa!

Es war damals auch noch gang und gäbe, dass man in Cafés und Ausflugslokalen sein Mitgebrachtes aß und trank. Vorausgesetzt, für solche Gäste war noch ein Tisch frei. Man musste lediglich eine Grundgebühr, das *Korkengeld* entrichten.



VON LINKS: ICH, OMA WILHELMINE, PAPA, MAMA

Den heftigsten Korken ließ Opa los, wenn wir während unserer Fahrten „ins Grüne“ immer im gleichen Lokal unser zweites Frühstück einnahmen.

„Wilhelmine, mein Goldschatz“, pflegte mein Großvater dann zu sagen, „Kaffee und Kuchen, oder Schnitzel mit Williams? Oder beides?“ Während meine Großmutter schmauste, packte er für meinen Vater, meine Mutter, für mich und *für sich selbst* Schmalzstullen mit Gurke und Thermoskannen mit Kaffee und Kakao aus. Und wehe, Oma wollte mich auch nur einmal ins Schnitzel beißen lassen: „Wilmi, nein, das ist nur für dich, mein Goldschatz.“

Niemand wagte es jemals aufzubegehren. Einfach eine große, beispiellose Liebe. Auch für mich war Oma Wilhelmine mein Ein und Alles. Ihr vertraute ich alles an. Mit ihr konnte ich über alles reden, ganz egal was es war, sie hörte mir immer zu – gab mir das Gefühl wirklich zuzuhören – und gab mir daraufhin immer den richtigen Rat.

Das wohl bedeutsamste meiner Bekenntnisse an Oma Wilhelmine war mein Besuch bei Tante Helga, als ich schon ein junger Erwachsener war.

Als ich bereits zum ersten Mal verheiratet war und wir der Bundeswehr wegen in Ingolstadt lebten, fuhr ich einmal im Monat nach Essen, um meinen geliebten Ruhrpott und meine geliebte Großmutter zu besuchen. Meine Eltern waren mit einem Ehepaar befreundet, das sich zuvor aber hatten scheiden lassen. Irgendwann sagte mir Oma, ich solle doch „Tante Helga“ mal wieder besuchen, die jetzt allein und geschieden ganz in der Nähe wohne. Es war in jener Zeit wohl üblich, dass wir Kids zu den Freunden unserer Eltern „Tante und Onkel“ sagten, wohl um die Nähe zwischen den Freunden zu betonen. Also machte ich mich auf, Tante Helga zu besuchen. Helga war damals Model für Dessous bei *Peek & Cloppenburg* und eine wunderschöne Frau. Da wir uns 10 Jahre nicht gesehen hatten, war ich inzwischen zum Manne gereift, was Tante Helga bei der Begrüßung in bloßes Staunen versetzt hatte und was sie den ganzen Abend unermüdlich betonte. Wir schauten uns Fotos aus gemeinsamen Urläufen mit meinen Eltern an, die jetzt wieder in Spanien lebten, und ließen die Vergangenheit aufleben. Dann zeigte sie mir Fotos von ihren Modenschauen, alle mehr oder weniger in Hemd und Höschen. Als sie mich dann fragte, ob sie mir die Dessous mal vorführen dürfe, um zu wissen, wie junge Leute darüber urteilen, wie sollte ich da nein sagen, ohne sie zu brüskieren. Irgendwann lagen wir auf dem Teppich und ich glaubte mich im 7. Himmel, als ich etwas erlebte, was ich

mir nicht im Traum hätte vorstellen können. Mein erster Blow Job, ich war 23 und sie war 42.

Am nächsten Tag plagte mich das allerschlimmste Gewissen, das ich bislang kannte. Sie war immerhin die beste Freundin meiner Eltern, sie war förmlich immer noch „Tante Helga“, wie ich auch am Abend zuvor auf dem Höhepunkt meiner Lust noch vor mich hin gestammelt hatte: „Nein, bitte nicht, Tante Helga.“

Aber dann eben doch. Wie sollte ich damit jetzt umgehen? Ich traute mich vor lauter Scham nicht mal, sie anzurufen.

„Hättste mal, war doch schön“ lachte sie, als wir uns Jahre später zum 75. Geburtstag meines Vaters wiedersahen. Meine Eltern lachten mit. Aber damals, am „Tag danach“ war mir, als müsse ich Erlösung finden und meine Großmutter schien mir für eine solch pikante Beichte die einzig richtige Person. Während ich noch stammelte und nach den richtigen Worten suchte, Angst hatte, Oma könne mich verachten, kicherte sie mitwisserisch und stieß glucksend hervor: „Göarch, echt? Ihr Mund hat dich...“

„Glücklich gemacht, Oma“, brach ich ab.

Dann sang Oma für mich als grandiosen Schlussakkord, wie sie wohl meinte, ihr ewiges Lieblingslied.

„Göarch, hat doch noch nie so gut gepasst wie heute.“

Und los gings: „Schmiede das Eisen, solange es noch *hart* ist, schmiede das Eisen solange es noch glüht“.

Dann lachte Sie wieder das gesamte Glockenspiel rauf und runter.

„Göarch, sei nicht so niedergeschlagen, du bist jung und wirst noch so viele andere Erfahrungen machen. Gute und weniger gute, das ist das Leben.“

Wer wollte nicht eine solch wunderbare Oma haben? Ich blieb noch einen weiteren Tag bei ihr und als sie am nächsten Morgen mit viel Sorgfalt und Überlegung ihre Kleidung auswählte, mit gleicher Mühe passende Unterwäsche raussuchte, sagte ich nur: „Oma, mach doch bitte nicht solchen Aufwand, wer sollte dich denn heute

verführen wollen, wir fahren doch nur schnell zum Grab von Opa und gleich wieder zurück.“

„Göarch, erstens bin ich das Opa schuldig, so wollte er mich immer haben und zweitens was ist, wenn ich umfalle und ins Krankenhaus komme? Sollen die Doktors denken, ich bin eine schlampige Alte?“

Das war meine Oma, wie sie leibt und lebt. 1970 mit 85 Jahren schlief sie gesund und munter ein und wachte bei Opa im Himmel wieder auf - wo auch sonst? - wo er wahrscheinlich mit Schampus und Williamsbirne auf sie wartete.

4. Hören´se mal Frau Draeger, nehmen´se ihn mit, der bleibt eh kleben

Bis 1955 hatten meine Eltern und ich also bei meinen Großeltern in Essen Karnap gelebt, ich ein Herz und eine Seele mit meiner Oma, meine Eltern der Not gehorchend. Im wahrsten Sinne des Wortes, der Geldnot wegen. Aber dann hatte mein Vater die Bankkaufmannslehre bei der Sparkasse beendet und vom Fleck weg einen tollen Job in Essen Zentrum bei der *Heinrich Koppers GmbH*, welche Hochöfen herstellte, gefunden. Ende des Jahres erhielten meine Eltern dann eine Firmenwohnung zur Miete, Essen - Süd, Johannastraße 41, direkt gegenüber vom Helmholtz Gymnasium, wo ich ja bereits die erste Klasse Gymnasium besuchte. Somit entfiel auch glücklicherweise der tägliche Schulweg mit der Straßenbahn, der von der Wohnung meiner Großeltern hin und zurück immerhin fast zwei Stunden dauerte. Zu meiner Zeit ging der Unterricht unter der Woche zwar nur bis spätestens 13:30, aber auch samstags und von Tag zu Tag mit jeder Menge Schularbeiten, meist in mindestens drei Schulfächern.

Das Jahr 1955 war noch nicht zu Ende, da erhielt mein Vater von seiner Firma ein Angebot ins Ausland zu gehen. Er sollte die kaufmännische Leitung eines „Dritte Welt“ Projektes in Galicien, Spanien, übernehmen. Das spanische Hüttenwerk *Calvo Sotelo* benötigte dringend Hilfe, die zur Verbrennung von Kohle und der Stahlgewinnung notwendigen Hochöfen herzustellen und in Betrieb zu halten. Das war Puentes García de Rodriguez, ein klitze kleiner Ort in Galicien, 100 km von Santiago de Compostela entfernt. Aber genau dort ließ Generalísimo Franco, Spaniens Diktator, sein Prestige Werk *Calvo Sotelo del Caudillo* mit deutschen Fachkräften erbauen. In dem kleinen Ort gab es nichts außer einer Handvoll Häuser, keine

Poststelle, keinen Supermarkt, keinen Metzger und keinen Bäcker. Dafür aber reichlich Wald und Wiese, einen Bach voller Forellen und einen Wochenmarkt. Aber auch das Lebenselixier eines jeden Spaniers, eine Taverne; und zur Beruhigung des Gewissens zwei Kirchen. Die einzige Dorfschule wurde vom einzigen Pfarrer des Dorfes geleitet. Dreißig Schüler, Jungen und Mädchen, waren auf zwei Klassen verteilt und wurden im Wechsel ebenfalls vom einzigen Pfarrer unterrichtet: Die Erst- bis Zweitklässler im ersten Klassenzimmer, die Schüler der dritten und vierten Klasse in dem anderen.



MAMA HEDDI, ICH & PAPA CARLOS 1955

Mein Vater war voraus gezogen, aber noch vor Ende der Sexta⁷ sollte meine Mutter mit der Schulleitung klären, ob ich für ein bis zwei Jahre die deutsche Schule aussetzen und mit meinen Eltern nach Spanien ziehen könne. Der Direx, Dr. Vollmer, hatte dazu eine ganz eindeutige Meinung: „Hören ´se mal Frau Draeger, der Bengel wird von vier *mangelhaft* wohl kaum bis Schuljahresende drei ausbügeln können. Nehmen ´se ihn mit, der bleibt eh kleben.“

Auf diese Weise würde ich außerdem vermeiden, bei der Rückkehr in eine deutsche Schule ein Zeugnis mit vier Mal *mangelhaft* und dem Zusatz „Nicht versetzt“ vorlegen zu müssen. Stattdessen gab es ein Abgangszeugnis, in welchem lediglich vermerkt war, dass der Schüler Jörg Draeger die Sexta vorzeitig verlassen hat.

Also ab nach Galicien, beste schulische Voraussetzungen, zumindest für mich. Anfangs konnte ich die Schule allerdings noch nicht besuchen, weil Spanisch gleich null. Der Plan sah vor, dass der Priester, Don Augusto, und mein Vater mich in allen wichtigen Fächern unterrichten sollten. Das führte zu einer regelrechten babylonischen Sprachverwirrung: Mein Vater in radebrechendem Spanisch, Don Augusto in radebrechendem Deutsch und beide in radebrechendem Englisch.

Den Versuch war es wert, aber Versuch missglückt – ohne dass ich diesen Umstand für mein späteres *mangelhaft* in Mathe und *ausreichend* in Physik verantwortlich machen will. Beide Fächer waren für mich eine Dauergeißel bis zum Abi.

Das erste Jahr war hart, denn Anschluss zu finden war am Anfang nicht leicht, weil irgendwie war ich wohl für die Einheimischen wie von einem anderen Stern.

Das mag sicherlich auch daran gelegen haben, dass die drei deutschen Familien in abseits gelegenen, luxuriösen Bungalows untergebracht waren und so auch der Kontakt unter den Erwachsenen im ersten Jahr noch eingeschränkt war. Oft stand ich lange am Rande des Bolzplatzes und schaute den johlenden Kickern zu, ohne dass sie mich beachtetten, geschweige mich zum Mitspielen aufforderten. Was mein größter Wunsch war – aber ich zu schüchtern, um mich ins Spiel zu bringen. Doch dann glaubte ich die Chance meines Lebens erkannt zu haben: Lederbälle gehörten für uns Kinder in Deutschland bereits zum Alltag, für die Kinder in Puentes wäre es ein Geschenk des Himmels gewesen. Sie

spielten mit den gerade auf gekommenen Nylon Fußbällen, die in der Tat gut zum Kicken waren, aber denen schon bald die Luft ausging, oder die einfach platzten, wurden sie gegen eine Mauer gehämmert. Also bat ich meinen Vater, mir bei seinem nächsten Besuch in Deutschland einen, besser gleich zwei Lederbälle mitzubringen. Als mein Vater dann mit zwei prächtigen, nagelneuen Lederbällen vor mir stand, glaubte ich mich schon am Ziel meiner Träume.

Es sollte tatsächlich so klappen, wie ich es mir gewünscht hatte.

Wie Graf Rotz stellte ich mich gleich am nächsten Tag an den Spielfeldrand und lief, den Ball lustvoll vor mich her kickend, immer mal wieder „zufällig“ aufs Spielfeld. So passierte es auch einmal, dass ich den Ball so schwungvoll kickte, dass er quer über den Platz schoss – genau zwischen die Füße der beiden Mannschaften. Großes „perdón“, passiert nie wieder, aber „un balón de cuero no se puede controlar tan fácil“, „Tschuldigung, aber so ein Lederball lässt sich nicht so leicht kontrollieren.“

Von diesem Zeitpunkt an war ich einer von ihnen und am Ende noch der beliebteste und heiß begehrteste Torwart. Wir trafen uns fast täglich, bolzten mit dem neuen Lederball und schon bald sprach ich ziemlich gut Spanisch, hatte viele Freunde und ging ab 1956 auch mit ihnen zur Schule.

Es waren Jahre der Unbeschwertheit, zumal für mich an der Schule der Einfachheit halber ein eigenes Benotungssystem eingeführt wurde. Ein System, das schlicht und einfach mein sprachliches Handicap berücksichtigte, weil ich mich mit Spanisch in den wissenschaftlichen Fächern noch verdammt schwer tat. Die beiden einzigen Noten, die es für mich gab, waren *aprobado* (bestanden) und *suspendido* (durchgefallen). In den drei folgenden Schuljahren in Puentes schaffte ich das jeweils notwendige *aprobado*.

Anfang 1959 wurde mein Vater dann nach Essen in die Stammfirma zurückberufen und ich stand vor dem Problem,

mit meinem in Spanien erlernten Halbwissen dem Alter entsprechend in die Untertertia, also die 4. Gymnasialklasse aufgenommen zu werden.

Dass ich damals mit 14 lieber in Spanien geblieben wäre und meine Freunde nicht aufgeben wollte, das interessierte meine Eltern null. Grundsätzlich hatte mein Vater das Sagen, auch wenn Mutter ihn in ihrem Sinne meist geschickt zu lenken wusste. Nun schon wieder Freunde zurücklassen, wieder die Schule wechseln zu müssen und vor allem die Angst, wieder ans Helmholtz zu kommen, wo ich doch noch drei Jahre zuvor *eigentlich* sitzengeblieben wäre... das alles war wie ein Schock für mich. Wie sollte ich es jetzt schaffen, nach der doch etwas relaxten Art der drei vergangenen Schuljahre in die Untertertia aufgenommen zu werden? Immer noch der gleiche Direx, Dr. Vollmer, der mich schon einmal trickreich vor dem Sitzenbleiben rettete. Es stellte sich schon bald heraus, dass alle meine Sorgen unbegründet waren. Ich weiß auch nicht, ob die *Pisa Studie*⁸ schon damals das deutsche Schulsystem als mal gerade durchschnittlich qualifizierte, jedenfalls reichte mein Halbwissen aus, um die Aufnahmeprüfung mit Bravour zu bestehen. Der Schulleiter bot uns aufgrund meiner Leistung sogar an, ich könne eine Klasse überspringen. Ich wollte aber lieber auf Nummer sicher gehen und war froh, die Aufnahmeprüfung überhaupt bestanden zu haben.

Denn was meine Oma immer schon sagte, wurde bald wahr: „Die Spitze zu erklimmen, Göärch, iss einfach. Die Spitze zu halten, Göärch, datt iss datt Schwierige.“

Oma hatte mal wieder so recht. Ich hielt die guten Noten nicht bis Ende des Schuljahres und so waren alle Fächer wieder zusammen, die ich so liebte: Mathe mangelhaft, Physik und Chemie auch. Wieder nutzte mir das „sehr gut“ in Deutsch, Geschichte und Sport überhaupt nichts.